Carl Bethke, Holm Sundhaussen

Zurück zur „alten Übersichtlichkeit“?

Geschichte in den jugoslawischen Nachfolgekriegen 1991–2000

Die Kriege in Kroatien, Bosnien-Herzegowina und Kosovo sind in aller Welt Inbegriffe des Schreckens. Wir kennen die „Höhepunkte“: den Massenmord von Srebrenica, die Vergewaltigungslager, den „Urbanozid“ in Vukovar, Artilleriegranaten auf Zivilisten, Flucht und Vertreibung. In der Analyse wird vielfach davon ausgegangen, diesen Greueln lägen Herrschaftsstrukturen zugrunde, in deren Rahmen – quasi als „Überbau“ – auch eine interessengeleitete Umdeutung der Geschichte produziert werde. Im folgenden soll demgegenüber die These vertreten werden, daß nicht nur der Blick auf die Vergangenheit von den Interessen der Gegenwart bestimmt wird, sondern daß die Deutung der Vergangenheit durchaus autonom die Kontrolle über die Gestaltung der Gegenwart übernehmen kann.

In politisch, sozioökonomisch und kulturell stabilen Gesellschaften ist die Geschichte ein Kulturgut unter anderen. Ereignisse, Namen und Episoden aus der Vergangenheit werden in nationalen Asservatenkammern dokumentiert und zu bestimmten Gelegenheiten inszeniert, aber sie haben wenig Einfluß auf die Gestaltung von Gegenwart und Zukunft. Die Geschichte löst sich auf in Geschichten. Diese werden in Form von Denkmälern, Museen, Literatur, darstellender Kunst etc. tradiert, fungieren als Unterhaltungs- und Bildungsgut, werden gelegentlich kontrovers diskutiert und umgeschrieben, entbehren jedoch einer existentiell verstandenen Bedeutung für die Gemeinschaft der Gegenwart. Erst in Phasen der Peripetie verliert sich die bildungsbürgerliche Attitüde gegenüber der Vergangenheit. Auf der Suche nach Erklärung und Orientierung in einer unübersichtlichen Gegenwart wächst bei vielen Menschen die Bereitschaft, auf Deutungsmuster der Vergangenheit zu rekurrieren. Diese wird zurückgeholt, nicht um sie besser zu verstehen, sich erneut mit ihr auseinanderzusetzen oder Defizite aufzuarbeiten, sondern um die Gegenwart durch das Prisma der Vergangenheit, Unbekanntes durch Bekanntes, Geschehendes durch Geschehenes zu interpretieren. Dahinter steht zum einen die Vorstellung, daß Geschichte sich wiederholt, und zum anderen, daß es in der Wiederholung möglich ist, das Ergebnis zu korrigieren, daß also die Wiederholung nicht umfassend ist, sondern partiell umgelenkt werden kann („aus der Geschichte lernen“). Bei der Vergesichtlichung (Historisierung) von Gegenwart wird die Linearität der Zeit zugunsten einer zeitlosen

Zeit oder einer zyklisch verstandenen Zeit aufgehoben. Die zeitlose Geschichte zielt auf die spontane Identifizierung der Rezipienten mit historischen Gestalten und Ereignissen, auf die Gegenwart des Vergangenen, auf Analogien und Homologien, auf die Auflösung der Kausalität und vor allem auf die Reduzierung von Komplexität. Ihre primäre Funktion ist die Vermittlung von zeitlosen Botschaften und die existentielle Sinngebung. Sie ist exklusiv in dem Sinn, daß sie nur von denjenigen verstanden wird, die sich mit dem jeweiligen Deutungskode identifizieren. Die zeitlose Geschichte greift auf semantische Apparate, auf Wiedererkennungseffekte und Verallgemeinerungen zurück. Sie wird als selbstverständlich begriffen und braucht nicht expliziert zu werden. Ihre „Plausibilität“ stützt sich auf zeitlose und grundlegende Erfahrungen, die aus dem historischen Kontext herausgelöst und auf allgemein anerkannte, jedermann verständliche und binär strukturierte „Wahrheiten“ reduziert werden. Nicht diese „Wahrheiten“ sind für Außenstehende unverständlich, sondern ihre Applizierung auf konkrete historische und gegenwärtige Phänomene. Die Entkontextualisierung der Geschichte schafft Raum für die Identifizierung nach innen und die Rollenzuweisung von außen. Beide – sich wechselseitig ergänzenden – Prozesse gestalten die Gegenwart im Geist einer zeitlosen Vergangenheit um und kreieren Teile von Wirklichkeit, die es ohne Historisierung (oder Scheinhistorisierung) der Gegenwart gar nicht gäbe. Das ehemalige Jugoslawien ist kein einzigartiges, aber ein besonders folgenreiches Lehrstück für die Umgestaltung der Gegenwart durch eine allgegenwärtig und zeitlos begriffene Vergangenheit.

I.

Ausgelöst durch die digitale Revolution vollzog sich in den 1980er Jahren in allen Teilen Europas ein dramatischer technologischer, sozialer und schließlich auch ideologisch-politischer Wandel.

Die damit verbundenen Ängste wurden kanalisiert und politisch operationabel gemacht – einerseits durch Populismus und Xenophobie, andererseits durch emotional aufgeladene Warnungen und Deutungen dieser Phänomene als „Bedrohung durch einen neuen Faschismus“. In Osteuropa, so auch in Serbien, wollten sich einige der um ihren gesellschaftlichen Machterhalt besorgten (post-)sozialistischen Systemeliten gleich beide Mobilisierungseffekte zunutze machen: Die Nomenklatur setzte sich an die Spitze der populistischen Strömungen und versuchte, sich zugleich als deren „linke“ Alternative (Slobodan Milošević) zu empfehlen¹. In der Regel geschah dies in Verbindung mit einer nach westlichem Verständnis unseriös breiten Verwendung des Begriffs „Faschismus“ und nicht selten zum Ärgernis auch derjenigen, die auf demokratische Veränderungen setzten. Zwei Tage nach der Vereinigung der Regime-Kräfte in Serbien unter Führung Miloševićs 1990

¹ Vgl. Closing Statement at the First SPS Congress, July 16, 17 and 18, 1990. Speech by Slobodan Milošević – Chairman of the SPS, <http://www.slobodan-milosevic.org/sp1.htm>.

kommentierte die Belgrader Tageszeitung „Politika“: „Auf die profaschistische, rechte Orientierung im Nordwesten Jugoslawiens antwortet Serbien mit einer demokratischen, linken und sozialistischen Orientierung.“²

Verweise auf den Zweiten Weltkrieg und den Nationalsozialismus können in der europäischen Öffentlichkeit die Bedeutung eines „schweren Zeichens“ (Baudrillard)³ beanspruchen: Die traumatischen Erfahrungen, die dieses „Zeichen“ anrührt, fungieren als „das Böse“ in einer säkularen Welt. Das ihnen entgegen-gestellte „Nie Wieder“ erweist sich als kleinster, aber gemeinsamer und sicherer moralischer Nenner pluralistischer, oft als „atomisiert“ empfundener Gesellschaften. Doch es gibt Unterschiede: In westlichen Ländern, so in den USA und Deutschland, stehen „Auschwitz“ und der „Holocaust“ als mehr oder weniger singulärer „Zivilisationsbruch“ an erster Stelle. Fokussiert werden die „Opfer“. Der Verweis auf den Sieg der Anti-Hitler Koalition 1945 als „unser 1789“ (Glotz) bleibt dagegen im Land der Täter wie auch anderswo mitunter etwas deklamatorisch, nicht zuletzt wegen des schalen Beigeschmacks der gleichzeitigen stalinistischen Machtübernahme in Ostmitteleuropa („Jalta“).

Im ehemaligen Jugoslawien, besonders in Serbien, mit seinen millionenfach tradierten, traumatisierten Opfer-Erfahrungen hatte die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg nach 1945 einen anderen Kontext: Der „Holocaust“ war faktisch eine, z.B. in Denkmälern und Schulbüchern, kaum beachtete *quantité négligeable*. Mehr noch: Die Rückgabe jüdischen Vermögens an die Holocaust-Opfer war keineswegs problemlos: Während Partisanen-Denkmäler gebaut wurden, ließ man Synagogen und Friedhöfe jahrelang verrotten. Eine besondere Sensibilität gegenüber Israel kannte das Tito-Regime nicht – die diplomatischen Beziehungen mit Israel hatte man 1967 abgebrochen. Und ausgerechnet jene Kreise, welche die „Juden ins Meer werfen“ wollten, waren in Belgrad, vielleicht mehr als irgendwo sonst in Europa, allzeit gern gesehene „blockfreie“ Freunde.

Dagegen war der als Helden-Saga erzählte eigene „Kampf“ und der Sieg gegen den „Faschismus“ ein alltäglicher und im öffentlichen Raum buchstäblich omnipräsent installierter Referenz- und Legimationsort für den Machterhalt der kommunistischen Partei *ad infinitum*. Die in höchsten Staatssymbolen und offiziellen Titeln, aber auch in Filmen, Musik, ja im Comic verklärte Erinnerung an die Gründungsmythen des zweiten Jugoslawien sollte als Integrationsklammer dienen und über alle gegenwärtigen Konflikte, Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten der Gesellschaft hinweghelfen⁴. „The Partisan wartime experience was invaluable as the normative ground-work upon which the subsequent institutionalization of the Yugoslav party could be based. As in similar cases of political founding, the fictional and historical literature describing ‚the heroic struggle against the invader‘ contributed to the myth-system as a major support for the authority-

² Ujedinjenje, in: Politika, 9. 6. 1990, 1 (Leitartikel).

³ Jean Baudrillard, *Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen* (Berlin 1978).

⁴ Vgl. Holm Sundhaussen, *Jugoslawien und der Zweite Weltkrieg: Konstruktion, Dekonstruktion und Neukonstruktion von „Erinnerungen“ und Mythen*, in: *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Hrsg. von Monika Flacke (im Druck).

structure.“⁵ Ausdrücklich benannte etwa die Präambel der jugoslawischen Verfassung von 1974 den Partisanenkampf als „Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung“⁶. Die Kehrseite war, daß sich „in der jugoslawischen Gesellschaft die Atmosphäre des permanenten Bürgerkriegs fortsetzte“⁷. „Faschisten“ wurden, ob als regimefeindliche Emigranten, intellektuelle Dissidenten oder als abweichende Jugendliche, bevorzugte Sündenböcke für die Probleme des Alltags und theoretischer Ersatz für die (kaum vorhandene, aber viel gescholtene) Bourgeoisie in einem. Der Verweis, Jugoslawien sei eben ein kommunistisches Land gewesen, – ein besonders liberales –, untertreibt die historischen Realitäten zumindest zum Teil. Denn der Kult um die Person des Weltkriegshelden Tito, wie auch um die „Jugoslawische Volksarmee“ als Institution übertraf an Dauer und Intensität die mitteleuropäischen Nachbarländer ebenso sehr, wie der mörderische Kleinkrieg gegen die „faschistische“ Emigration einzigartig war.

Die Bedeutung des Partisanen-Kultes und seiner Feindbilder läßt sich nicht nur romantisch mit der „Authenzität“ des jugoslawischen Front-Erlebnisses, sondern auch als Inszenierung sozialer Interessen deuten: Denn die „Kämpfer“ waren nach 1945 eine bestversorgte und überaus einflußreiche, freilich zunehmend ideologisch konservative Lobby, die sich nicht nur den Besitz ihrer Gegner, sondern in den Augen der Opposition auch den ganzen Staat zur Beute gemacht hatte: „We communists maintained that Yugoslavia was our land, almost in the sense that it was our private property. [...] we took for granted that we had attained this right through our struggle.“⁸ Meriten auf dem Schlachtfeld und Familienbande sicherten noch jahrelang den Zugriff auf Ressourcen und Ämter: „Aufstiegsbedingungen waren zunächst weniger Qualifikation und Bildungsstand als Teilnahme am Partisanenkrieg und eine möglichst in die Vorkriegszeit zurückreichende Zugehörigkeit zur KP oder zu ihrer Jugendorganisation.“⁹ Noel Malcolm beschreibt die „nachholende Feudalisierung“ drastisch als „medieval dukedoms with networks of influence and patronage extending outwards from these privileged individuals through all areas of life“¹⁰. Man wird nicht falsch darin gehen, die besonders verbissene Herausstellung der *res gestae* der politischen und militärischen Eliten auch als sozialen Schließungsmechanismus zu begreifen: Dieser richtete sich anfangs

⁵ George Zaninovich, The Yugoslav Communist Party: Organization, Ideological Development and Oppositional Trends, in: Südosteuropa-Handbuch: Jugoslawien (Göttingen 1975) 12, 20.

⁶ Franz Mayer, Staat-Verfassung-Recht-Verwaltung, in: Südosteuropa-Handbuch: Jugoslawien 42.

⁷ Nebojša Popov, Kriegerischer Frieden. Annäherung an ein Verständnis des Kriegs in Bosnien-Herzegowina, in: Bosnien und Europa. Die Ethnisierung der Gesellschaft (Frankfurt a. M. 1994) 117.

⁸ Adil Zulfikarpašić, Sukob. Povratak u Bosnu (Sarajevo 1990) 30; zit. nach Paul Tvrković, Bosnia-Hercegovina: Back to the Future (London 1993) 42.

⁹ Wolfgang Höpken, Jugoslawien. Die Gesellschaft, in: Handbuch der Europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 6 (Stuttgart 1987) 872.

¹⁰ Noel Malcolm, A Short History of Bosnia (Cambridge 1994) 211.

gegen die bürgerliche bzw. kirchliche Vorkriegselite, dann aber auch gegen das frühe Vordringen der (oft kroatischen und slowenischen) *techno-manager* in Jugoslawien seit den sechziger Jahren.

Natürlich, Herrschaftsideologien dieser Art können über lange Zeit politisch erfolgreich und auch populär sein, wenn sie einer Massenbasis plausibel gemacht werden können. In ausgesuchten sozialen Schichten derjenigen kommunistischen Staaten, die auf „Bauernrevolutionen“ beruhten (Jugoslawien oder auch China und Vietnam), war dies jahrzehntelang der Fall. Der Sieg über die Faschisten konnte für die Landbevölkerung Montenegros oder Bosniens auch ein ganz persönlicher Gewinn sein, etwa in Form der „Großen Völkerwanderung in die Städte“¹¹ und den damit verbundenen Aufstiegschancen. „Diese Bauernfamilien wurden von der kommunistischen Führung in die Städte gelockt. Die rasch wachsende Industrialisierung benötigte viele ungeschulte Arbeitskräfte, zugleich wollten die Kommunisten eine möglichst große Arbeiterklasse schaffen. Deswegen genossen diese Einwanderer viele Privilegien. Sie erhielten wichtige Stellen im politischen und öffentlichen Leben unserer Stadt und waren relativ einflußreich“, schreibt der Sarajevoer Architekturprofessor Rehnicher¹². Der Tito- und Partisanenkult funktionierte in diesen Milieus, besonders wenn er populär – um nicht zu sagen: folkloristisch – bearbeitet wurde, als wichtiges moralisches Kapital. Seine Begrenzung zeigte sich allerdings in den sozialen Wandlungsprozessen und Konflikten bereits der siebziger Jahre, als er – wie auch seine wichtigste pressure group, der Partisanenverband – eine stark affirmative Rolle zu spielen begann. Als dann selbst die Kinder der „roten Bourgeoisie“ zivilisatorisch über die banalen, gut-böse Schablonen reproduzierende Plattheit und Einseitigkeit des Partisanenkultes hinausgewachsen waren, wurde dieser zu einer unfreiwilligen Illustration nicht mehr wandlungsfähiger „Provinz- Brežnevs“: So zeigte der Slogan „Nach Tito: Tito“ vor allem, daß die Partei für den technologischen Wandel der 1980er Jahre nur Sprüche der 40er Jahre parat hatte. Die Folge war, daß sich Allianzen aus mehr oder weniger demokratisch gewendeten intellektuellen rechten „Dissidenten“, auch im westlichen Ausland, und sozial veränderungsbereiten Gruppen der jugoslawischen Bevölkerung abzeichneten – darunter Teilen der kommunistischen Partei selbst. Wie sich diese Bündnisse gestalteten, fiel allerdings von Republik zu Republik sehr unterschiedlich aus. Während die Allianz in Slowenien zivilgesellschaftlich, pro-westlich und neo-bürgerlich orientiert war, gelangte in Serbien und Montenegro eine Hufeisen-Koalition der Extremisten an die Macht.

¹¹ Bogdan Bogdanović, Architektur der Erinnerung (Klagenfurt 1994).

¹² Raymond Rehnicher, Die „anderen“ leben doch überall, in: „Daß wir in Bosnien zur Welt gehören“. Für ein multikulturelles Zusammenleben, hrsg. von Johannes Vollmer (Solothurn, Düsseldorf 1995) 157.

II.

Fast alle Staaten der Welt weisen regionale Unterschiede in der historischen Erinnerung einzelner Landesteile auf, und ebenso existiert in fast allen Staaten ein mehr oder weniger ausgeprägtes Entwicklungsgefälle. Zu den Leistungen des Nationalstaats gehört, daß er unter den Bedingungen freier Wahlen erhebliche Solidarleistungen plausibel machen und durchführen kann. Kritisch wird die Situation dort, wo die beanspruchte Deutungshoheit des Zentrums nicht in Deckungsgleichheit steht mit seiner ökonomischen, sozialen und kulturellen Macht, sondern diese nur mehr durch Ideologiebildung, historische „Meistererzählungen“ und die Macht der Apparate gedeckt wird. Mitte der achtziger Jahre war diese Situation in Jugoslawien faktisch erreicht: Der längst schon nicht mehr formale, nur noch auf der Bewußtseins-ebene der Belgrader Eliten (Plural!) vorhandene Führungsanspruch Serbiens erwies sich als inkompatibel mit den Konsequenzen der bescheidenen Modernisierungsanstrengungen der späten Tito-Ära in Gestalt des föderalen Umbaus von 1974.

Das Memorandum der Serbischen Akademie der Wissenschaften von 1986 brachte – neben berechtigter Kritik an den Schwächen des jugoslawischen Föderalismus – diese Inkompatibilität auf den Punkt¹³. Der Dreh- und Angelpunkt der gesamten Argumentation war zwar aktionistisch orientiert, zugleich aber unfähig für die Wahrnehmung historischen Wandels: Die Klage über zuviel Föderalismus ignorierte, daß selbst in den Landesteilen, wo der politische Jugoslawismus phasenweise Zustimmung gefunden hatte, ein weitreichender Föderalismus als *conditio sine qua non* jedes künftigen Konzepts von Jugoslawien angesehen wurde. Mag sein, daß auch die westliche Politik dazu beigetragen hat, daß man die bloße Existenz Jugoslawiens in Belgrad als unhinterfragbar ansah. Vielleicht hätten rechtzeitige Sanktionen die Belgrader Eliten zur Vernunft gebracht. So aber suchten diese in der Nach-Tito-Ära, ihre Argumente zunehmend mit historischen Stoffen zu untermauern, die außerhalb Serbiens sicher niemanden überzeugen konnten: Dazu zählten die mittelalterlichen Klöster in Kosovo, die gegen die Autonomie der Albaner sprächen, oder die Weigerung, die Opferzahlen des Konzentrationslagers Jasenovac (1941–1945) *seriös* zu überprüfen, um einer unseriösen Verharmlosung vorzubeugen¹⁴.

¹³ „Memorandum“ grupa akademika Srpske akademije nauka i umetnosti o aktuelnim društvenim pitanjima u našoj zemlji, in: Naše teme 33 (1989) 128–163. Übersetzte und erweiterte Neuauflage: Kosta Mihailović, Vasilije Krestić, Memorandum of the Serbian Academy of Sciences and Arts. Answers to Criticisms (Belgrad 1995).

¹⁴ Vgl. dazu Holm Sundhaussen. Kriegserinnerung als Gesamtkunstwerk und Tatmotiv: Sechshundertzehn Jahre Kosovo-Krieg (1389–1999), in: Dietrich Beyrau (Hrsg.), Der Krieg in religiösen und nationalen Deutungen der Neuzeit (Tübingen 2001) 11–40; ders., Der Gegensatz zwischen historischen Rechten und Selbstbestimmungsrechten als Ursache von Konflikten: Kosovo und Krajina im Vergleich, in: Nationalitätenkonflikte im 20. Jahrhundert: Ursachen von inter-ethnischer Gewalt im Vergleich, hrsg. von Philipp Ther, Holm Sundhaussen (Wiesbaden 2001) 19–33; ders., Jasenovac 1941–1945 – Diskurse über ein Kon-

Der in diesen Jahren viel zu hörende Vorwurf, die wahre Zahl der im Konzentrationslager Jasenovac im „Unabhängigen Staat Kroatien“ 1941–1945 ermordeten Serben sei in vierzig Jahren kommunistischer Diktatur notorisch *untertrieben* worden, wirkt zweifellos etwas bizarr. Wahr ist, daß die am Lagerort errichtete Gedenkstätte zwar einerseits ein bekannter und von Schülergruppen, Delegationen etc. viel besuchter Ort war, daß es andererseits aber der geschickte Taktiker Tito selbst geflissentlich unterlassen hatte, Jasenovac zu besuchen. Eine allgemeine Abneigung gegen Gedenkstätten stand wohl kaum dahinter. Im serbischen Kragujevac, wo die Täter vom Herbst 1941 nicht die kroatische Ustascha, sondern Angehörige der deutschen Wehrmacht gewesen waren, ließ sich der Diktator durchaus mehrfach sehen. Die neue Konjunktur des Themas Jasenovac war darum für die Verschiebungen im serbischen historischen Diskurs über den Zweiten Weltkrieg wegweisend: War es bisher darum gegangen, die Realität des ethnischen und politischen Bürgerkrieges auf einen Konflikt mit dem deutschen Besatzer und seinen Kollaborateuren zu externalisieren, rückte nun eine Darstellung in den Vordergrund, die bewußt die nicht-serbischen Völker Jugoslawiens kollektiv auf die Anklagebank setzte. Das bedeutete, daß die bisherigen Themen – Zweiter Weltkrieg, Kampf gegen Faschismus – keineswegs völlig verschwanden oder gar „umgedreht“ wurden, sondern daß die bekannten Stoffe bedarfsgemäß um neue, nationalistische Deutungen erweitert wurden. An die Stelle der national/ethnisch neutralen Dichotomie von Kollaboration und Widerstand trat der „atavistische“ Kampf der Nationen.

Tatsächlich schienen der 1986 an die Macht gekommene serbische Parteichef Slobodan Milošević und die ihn unterstützende populistische Massenbewegung keineswegs angetreten zu sein, die Grundlagen des kommunistischen Geschichtsbildes und seiner Ikonographie gänzlich umzuschreiben. Auf den (von der Partei und dem Geheimdienst organisierten) Meetings waren jugoslawische Fahnen – mit Stern und überlebensgroßen Tito-Bildern – noch zu sehen, als die Enttitoisierung in Serbien bereits weit fortgeschritten war. Eine Totalrevision zu vermuten, etwa unter dem Eindruck des Vergleichs Tito-Milošević, hieße bei der Analyse der Machtverhältnisse im Serbien der neunziger Jahre, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen: Die „Sozialistische Partei Serbiens-Jugoslawische Linke“ (SPS-JUL) hat nicht nur das größte Blutvergießen in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg verschuldet, sie war auch fast die einzige kommunistische Regimepartei, die Anfang der neunziger Jahre nicht abgewählt wurde. Über das ideologische Umfeld etwa von Mira Marković-Milošević – einer orthodoxen Marxistin – und weiter Teile der Armeeführung kann sich nur der täuschen, der „Rechts“ und „Links“ im Sinne von Gut und Böse definiert. Bis heute bekennen sich die Anhänger von SPS-JUL zu ihren historischen (auch „antideutschen“) Feindbildern (man werde „den Quislingen ein neues 1941 bereiten“ etc.) und auch zu „Jugoslawien“.

Gleichwohl befinden sich konservative Analysten, die in Milošević einen „Stalinisten“, einen „Panzerkommunisten“ oder auch den „letzten kommunistischen Diktator“ sehen wollten, entschieden auf dem Holzweg. Man muß dem Ex-Banker vielmehr attestieren, daß er im Grunde relativ früh, früher als manche Teile der kroatischen und erst recht der bosnischen Kommunisten, auf Entbürokratisierung, Deregulierung, Aussöhnung mit der Kirche, historische Enttabuisierung und mehr gesellschaftlichen Pluralismus (Privatfernsehen, private Universitäten) setzte. Nicht zuletzt darum wurde Milošević in sein Amt gewählt und darin immer wieder bestätigt. Sich dies einzugestehen, dient nicht der Verharmlosung des Regimes, sondern dazu, seine Wirkungsweise – „den schönen Schein“ und die zum Radikalnationalismus führende ideologische Flexibilität – zu begreifen. Dogmengeschichtlich gehört Milošević zwar durchaus zur linken Familie, aber eher in die Kategorie reformbereiter Postkommunisten. Als Programmatiker fungierte Mihajlo Marković, der sich im Westen als Visionär eines „humanen“ Sozialismus einen Namen gemacht hatte. Erst in diesem Rahmen wird die Legalisierung des serbischen Rechtsradikalismus verständlich, dessen Formationen sich, fixiert auf das nationale Thema, im Absegnen der Kriegspolitik bald als zuverlässigste Verbündete, etwa im Sinne einer informellen Blockpartei, erwiesen. Das heißt freilich nicht, daß nicht auch viele bürgerliche Politiker – Đinđić und erst recht Drašković – den Sirenenklängen der patriotischen Politik phasenweise folgten. Und nur wer völlig naiv ist, kann glauben, daß es zwischen der NGO-Welt und den „target“-Demonstranten anlässlich der NATO-Luftangriffe keine Schnittmengen gab.

Hier fällt einem Stuart Hall ein, der einst festgestellt hat, daß Hegemonie vor allem auf einem Konsens beruht und solange aufrecht erhalten werden kann, wie die Herrschenden alle konkurrierenden Definitionen erfolgreich integrieren können¹⁵. Der Schlüssel zum Verständnis der „maximalen Mobilisierung“ ist simpel, aber ein Lehrstück in Sachen Nationalismus. Neu ist vielleicht, daß das, was bisher *ex cathedra* vor allem rechten Regimen zugeschrieben wurde – daß sie interne Widersprüche um des Machterhaltes willen erfolgreich auf einen äußeren Feind projizieren –, auch bei Regimen aus der linken Familie funktioniert, sogar dann wenn es sich nicht um „Stalinisten“ handelt. Die Voraussetzung für das Funktionieren dieser Technik ist allerdings immer dieselbe und darum auch bei den ideologisch deutlich anders gearteten Regimen in Kroatien und Bosnien nachzuvollziehen: Es muß ein gemeinsamer Feind gefunden werden, was in ausdifferenzierten modernen europäischen Gesellschaften nicht immer eine einfache Aufgabe ist. Der Rekurs auf die Vergangenheit kann dabei Wunder bewirken.

¹⁵ Stuart Hall, Der Thatcherismus und die Theoretiker, in: Ideologie, Kultur, Rassismus (Berlin, Hamburg 1989) 172–207. Der Unterschied zur Milošević-Bewegung liegt natürlich schon allein darin begründet, daß letztere von einem Teil der Linken jahrelang verharmlost wurde. Zur Analyse dieses Phänomens Ulrike Ackermann, Der Umgang mit dem Totalitären. Projektionsfläche Bosnien: ein deutsch-französischer Intellektuellenstreit, in: Mittelweg 36 (1995) 4, 32–48 und Attila Hoare, Genocide in the Former Yugoslavia: A Critique of Left Revisionism (im Druck).

Als gängiger Weg erwies sich erstaunlicherweise die Wiederbelebung der jahrzehntlang einstudierten kommunistischen Feindbilder des Zweiten Weltkrieges: Die Medien der beteiligten Seiten präsentierten ihrem Publikum die jeweiligen Feinde nämlich keineswegs als Kommunisten und gottlose Heiden, sondern als religiöse Fanatiker und „Faschisten“, quasi als Zombies aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges. In diesem Spiel kam es darauf an, die „Linken“ und „Rechten“ der eigenen Nation in einem imaginären Kampf gegen die „Rechten“ der Nachbarnation zu gruppieren. Um Nationalisten und Exkommunisten gleichermaßen ins Boot zu holen und mit Rücksicht auf die dringend gebrauchten post-kommunistischen Funktionseliten, mobilisierten die kroatischen und ganz besonders die bosnischen Medien also weniger gegen Kommunismus, Jugoslawien und die Volksarmee als vielmehr gegen „Tschetniks“. Der strategische Erfolg dieser propagandistischen Figur war ganz ungeheuer, obwohl offensichtlich war, daß weder der serbisch-bosnische General Ratko Mladić noch Milošević aus einer Tschetnik-Tradition kamen. Noch fantastischer war die Neigung serbischer Medien, ganze Garnituren kroatischer Politiker – etwa den orthodoxen Linken Stipe Šušar, den Reformkommunisten Ante Marković und den Ex-Kommunisten Tuđman – als „Ustascha“ zu brandmarken. „Alles ist nur serbisch. Wenn man etwas dagegen sagt, gehen die Emotionen hoch, dann wird man als Ustascha abgestempelt, egal was man sagt“, meinte damals der Sarajevoer Jude Milan Stern¹⁶. Der erwähnte Rajmond Rehnicher, ebenfalls Jude aus Sarajevo, mußte sich ähnliche Sorgen machen: „Mit meinem deutsch klingenden Familiennamen war ich genau die richtige Person für die ethnische Säuberung.“¹⁷

III.

Dem „Faschismus“-Begriff ist, im Gegensatz zum eindeutigen „Nationalsozialismus“, mitunter das zu eigen gewesen, was Ulrich Herbert einen „posenhaften Entlarvungsgestus“ genannt hat¹⁸. Mehr als bei jeder anderen Ideologie spielt beim Faschismus-Vorwurf der bloße „Verdacht“ auf denselben die Schlüsselrolle, was praktisch bedeuten kann, daß sich das nur eben Verdächtige ansonsten nicht belegen läßt: Schon vom angeblichen Sozialfaschismus der SPD und dem antifaschistischen Schutzwall her ist dem versierten Leser bekannt, daß sich diese „Allzweckwaffe“¹⁹ sehr flexibel einsetzen läßt. Man mag daher geneigt sein, die

¹⁶ Johannes Vollmer, *Milan Stern*, „Volkswahn ist nicht korrigierbar“. Ein Gespräch mit dem jüdischen Psychiater Milan Stern aus Sarajevo über den Psychiater und Serbenführer Radovan Karadžić und die Unfähigkeit Freiheit zu begreifen, in: „Daß wir in Bosnien zur Welt gehören“ (wie Anm. 12) 164.

¹⁷ Rehnicher, *Die „anderen“ leben doch überall* 158.

¹⁸ Ulrich Herbert, *Vernichtungspolitik. Neue Antworten und Fragen zur Geschichte des „Holocaust“*, in: *Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939–1945. Neue Forschungen und Kontroversen*, hrsg. von Ulrich Herbert (Frankfurt a. M. 2001) 19.

¹⁹ „Antifaschismus“ wurde zur Allzweckwaffe, auch wenn es nur um die Startbahn West

Verwendung dieser Floskel auch auf dem Balkan nur als die übliche politische Folklore abzutun.

Leider ist dem nicht so. Die Anrufung historischer Feindbilder hat während der Kriege der 1990er Jahre eine Eigendynamik entwickelt, in deren Verlauf sich die verbale Verunglimpfung in seine terroristische Eigentlichkeit zurückverwandelte. Als die Art-Pop-Band mit dem enttabuisierenden Namen „Laibach“ Ende der achtziger Jahre mit Klischees über Faschismus zu spielen begann, konnte dies noch guten Gewissens als ironischer Gestus bezeichnet werden, über dessen emanzipativen Sinn im spätkommunistischen Jugoslawien sich zumindest streiten ließ. Mit Kriegsausbruch aber konnte beobachtet werden, wie die retrograde Pose des Kinderschrecks der jeweils anderen Seite immer realer Gestalt annahm, wie also z.B. aus der provokanten Popikone rechter Jugendlicher, Jure Francetić (einem Ustascha-„Kriegshelden“), ein tatsächliches Leitbild wurde. Bezeichnend für diesen Weg von der subversiven Aneignung zurück zur mörderischen Realität waren etwa jene Neo-Tschetniks, die vor laufenden Fernsehkameras Sarajevo beschossen: Ihre historisierenden Kostüme waren weniger inspiriert von den tatsächlichen Tschetnik-Uniformen des Zweiten Weltkriegs, sondern ahmten offensichtlich die karikaturhaft verzerrte *bad-guy*-Pose kommunistischer Propagandafilme nach. Das ist mehr als ein ideologisches Revival, sondern etwa so, als ob die Rockgruppe „Kiss“, die ihren Namen mit Siegrunen schreibt, plötzlich ein ganz reales SS-Orchester wäre, oder Che Guevara aus dem Button steigt, um einen an der Ausreise aus Kuba zu hindern.

Um so effektvoller wurde diese Inszenierung noch dadurch, daß die Kombattanten an die Schauplätze früherer Auseinandersetzungen „zurückkehrten“ (Srem-Front, Lika, Romanija, Kupres) und sich auch Kriegstechniken des Zweiten Weltkrieges (Partisanenkampf, Rückzug in die Berge, Kampf gegen die feindliche Zivilbevölkerung etc.) zu wiederholen schienen. Der Mythologisierung entgegenzuwirken, also die Unterscheidbarkeit von Vergangenheit und Gegenwart in Erinnerung zu rufen, wäre zuerst Aufgabe der professionellen Historiker gewesen. An sie hatte es Anfang der 1990er Jahre bei allen am Konflikt beteiligten Nationen eine starke Erwartungshaltung gegeben. Denn im Kommunismus gab es durchaus auch und gerade in Jugoslawien tabuisierte Erinnerungsbereiche, die bis dahin nur im Privaten oder in der Emigration weitergegeben worden waren. Verbreitet war – selbst bei Serben – das Gefühl, daß die eigene Gruppe – wie in allen Bereichen der Gesellschaft, so auch in den symbolischen Repräsentationen von Geschichte – bisher zu kurz gekommen war. Einmal mehr schien sich selbst hierin die von allen Seiten in Anspruch genommene Rolle als „Opfer“ zu bestätigen²⁰.

oder um Wackersdorf ging“, so *Gustav Seibt*, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 18. 2. 1993; gegen Allzweckwaffen jetzt auch: *Jürgen Elsässer*, Mit Auschwitz lügen, in: Junge Welt vom 19. 12. 2002.

²⁰ Zur Virulenz der Opfer-Vorstellungen in der serbischen Gesellschaft vgl. *Holm Sundhaussen*, Die „Genozidnation“: serbische Kriegs- und Nachkriegsbilder, in: *Der Krieg in den Gründungsmythen europäischer Nationen und der USA*, hrsg. von *Nikolaus Buschmann*, *Dieter Langewiesche* (Frankfurt a. M., New York 2003) 351–371.

Die Aufarbeitung zeitgeschichtlicher Erfahrungen und das Recht, diese unabhängig von den Vorgaben der kommunistischen Diktatur zu deuten, wurden verständlicherweise als Inbegriff von Demokratisierung und wiedererlangter nationaler Souveränität erlebt. Problematisch war freilich, daß das dabei entstehende Deutungsvakuum mit Zuspitzung der politischen und militärischen Lage immer stärker durch selektive Anleihen bei nationalistisch geprägten Klassikern des 19. Jahrhunderts aufgefüllt wurde. Deren – ganz im Geist territorialer Machtpolitik verfaßte – Programme waren zwar im 20. Jahrhundert bereits verlustreich gescheitert, und aus ihrer neuerlichen Aneignung ließen sich, mangels Kompromißfähigkeit, keine Lösungsstrategien ableiten. Aber sie boten die Aussicht auf maximale Demütigung des Gegners – zuerst in der Phantasie, dann als Rhetorik und schließlich als Handlungsanleitung. In Erzählungen, populären Symbolen und Liedern vermittelt, fanden die zum Zweck der Tagespolitik aufbereiteten Versatzstücke der Ideologie von Vuk Karadžić, Ilija Garašanin, Nikola Pašić oder von Ante Starčević, Stjepan Radić und anderen in der Kriegspropaganda reiche Verwendung. Ihre Aufgabe war es, von vorneherein nicht intellektuell zu überzeugen, sondern durch Subjektivität und Exklusivität Kohärenz zu vermitteln. Bisweilen wurden ihre Inhalte in den Rang sozial unhinterfragbarer, ersatzreligiöser Kanons erhoben²¹.

Auch professionelle Historiker haben multiple Identitäten. Sie gehören nicht nur zu ihrer *scientific community*, sondern sind zugleich Mitglieder verschiedener sozialer Gebilde, darunter der Nation. Das ist unproblematisch, solange die verschiedenen Identitäten miteinander vereinbar sind. Wenn jedoch die wissenschaftliche und die nationale Identität zueinander in Konkurrenz treten, geraten die Betroffenen unter Druck, sich in der einen oder anderen Richtung zu entscheiden: entweder für die Wissenschaft oder für die Nation. Die Konkurrenzsituation kann sich aus den Erwartungen der Gesellschaft an die Historiker oder aus dem Bestreben der Historiker ergeben, ihre gesellschaftliche Deutungskompetenz bewahren oder neu installieren zu wollen. In der Regel wirken beide (*push-and-pull*-)Faktoren zusammen. Infolge von Verunsicherung und Orientierungslosigkeit wächst das Bedürfnis der Gesellschaft nach Erklärung und Sinngebung. Zugleich können viele Historiker der Versuchung nicht widerstehen, die gesellschaftliche Deutungshoheit (in Konkurrenz zu oder in Kooperation mit anderen Eliten) für sich zu reklamieren und in die Rolle von Priestern der Nation zu schlüpfen²². Beides war seit Mitte der 1980er Jahre im ehemaligen Jugoslawien zu beobachten.

²¹ Jasna Dragović-Soso, 'Saviours of the Nation'. Serbia's Intellectual Opposition and the Revival of Nationalism (London 2002) 64 ff.; Holm Sundhaussen, Serbische Historiographie zwischen nationaler Legitimationswissenschaft und postnationalem Paradigmenwechsel, in: Österreichische Osthefte 44 (2002) 411–419.

²² Olivera Milosavljević, Der Mißbrauch der Autorität der Wissenschaften, in: Serbiens Weg in den Krieg. Kollektive Erinnerung, nationale Formierung und ideologische Aufrüstung, hrsg. von Thomas Bremer, Nebojša Popov, Heinz Günter Stobbe (Berlin 1998) 159–182.

Da die Themen und Forderungen der Nationalismen an der Rezeption wiederentdeckter Klassiker orientiert waren, lag es nahe, die zwischennationalen Konflikte als zyklisches Wiederaufleben lang zurückreichender Antagonismen zu deuten. Solche Visionen vom geschichtlichen Schicksal nahmen den handelnden Akteuren die Arbeit ab, Zukunftsprogramme und neue, kreative Konfliktlösungen zu entwickeln. Die faktische Aufhebung der Trennung von Geschichte und Gegenwart gestattete es aber auch dem Publikum, sich im Chaos des Krieges wieder zurechtzufinden: An die Stelle der „neuen Unübersichtlichkeit“ mit ihren postmodernen Regimen, die gestützt waren auf collagenhafte Ideologien und widersprüchliche Allianzen, konnte so die Geschichte mit ihren (vermeintlich) eindeutigen Zuordnungen und Unterscheidbarkeiten treten. Damit ließ sich eine mythologische Beziehung zu Vätern und Vorvätern knüpfen, deren Tun nun aus dem Erleben der Gegenwart heraus *ex post* verständlich, ja gerechtfertigt und bestätigt zu sein schien, als ob sich durch die Wiederherstellung der magischen Autorität der Ahnen ein Gefühl der Sicherheit für die Gegenwart ableiten ließe.

Bemerkenswert ist, daß im Kontrast zu dieser öffentlichen Obsession mit Vergangenheit die Epoche des Kommunismus bis heute historisch wenig bearbeitet wurde, mit Ausnahme vielleicht der Machtergreifung 1945. In den Kriegen der 90er Jahre bestand auf allen Seiten ein ungeschriebenes Gesetz, eine die eigenen Reihen möglicherweise polarisierende Diskussion über diese Zeit um der nationalen Kohärenz willen zu vermeiden²³. Nicht zuletzt spielten auch hier Rücksichten auf die früheren Funktionseliten eine Rolle, die angesichts des Krieges und des *brain-drains* der jungen Intelligenz weiterhin dringend gebraucht wurden. Hinzu kam – wie überall – der verklärte Blick auf die eigene Jugend der sechziger und siebziger Jahre, welche diese Zeit angesichts der Schrecken der postjugoslawischen Kriege in mildes Licht tauchte.

IV.

Die Versuchung, die Gegenwart der 1990er Jahre durch die Brille der Vergangenheit, also die historische Erfahrung, verstehen zu wollen, ist beileibe keine Besonderheit des Balkans. Dieses Muster ist auch im „Westen“ ausgesprochen weit verbreitet. Unsere These lautet, daß dies einer der Hauptgründe dafür ist, warum die Regime der 1990er Jahre in Ex-Jugoslawien immer noch keine befriedigende akademische Deutung gefunden haben. Dies blieb auch nicht ohne Folgen für das zuletzt wenig erfolgreiche und entschlossen wirkende internationale Krisenmanagement.

²³ In diesem Zusammenhang ist insbesondere das von Franjo Tuđman favorisierte Konzept der nationalen (kroatischen) Versöhnung (*pomirba*) zu erwähnen, vgl. *Maja Brkljačić, Holm Sundhaussen, Symbolwandel und symbolischer Wandel. Kroatiens „Erinnerungskulturen“*, in: *Osteuropa* 53 (2003) 944 ff.

Nicht wenige, gerade deutsche, Autoren bemühten sich, die Regime noch einmal im Sinn der „Alten Übersichtlichkeit“ zu deuten, eine Art Resteverwertung des begrifflichen und theoretischen Arsenalts vergangener Jahrzehnte. Offensichtlich dachte man sich, das, was „dort“ geschehe, sei nicht ein Aspekt der europäischen Gegenwart, sondern – je nach gusto – das Mittelalter, das 19. Jahrhundert oder der Zweite Weltkrieg. Einige sprachen von einem Religionskrieg, obwohl die Kirchenbindung in vielen Teilen Ex-Jugoslawiens 1990 eher schwächer war als etwa in Deutschland oder gar in den USA. Andere deuten das Milošević-Regime als nationalistisch im Sinn des deutschen Modells: Hajo Funke z. B. übertrug die Kategorien seiner Rechtsextremismusforschung direkt auf Milošević²⁴. Pikanterweise operierte die Kriegspropaganda der jugoslawischen (!) Seite selbst mit jenen Bildern, die gutgläubige Aufklärer ihr entgegenstellen wollen. „Why can Mohammed, Petar and Ante not live together, but Janer, Conchita and Ivana can live together in New York City? [...] Especially since the differences among the first three are smaller than the differences among the second three.“²⁵ Eine Antwort auf diese Frage ist die mittlerweile flüchtige Ehefrau Miloševićs, Mira Marković, bis heute schuldig geblieben. Joschka Fischer wiederum meinte, „den Faschismus“ zu bekämpfen²⁶, eine Einschätzung, die nur dadurch verständlich wird, daß niemand eine Analyse der Systempartei „Sozialistische Partei Serbiens-Jugoslawische Linke“ vorgelegt hatte. Es stellt sich die Frage: wenn die Generäle, die Vukovar zerstörten und Menschen ermordeten, Kommunisten und Jugoslawen und (noch) nicht „Ethnonationalisten“ gewesen wären (wofür einiges spricht)²⁷ – hätten sie dann rechtens gehandelt? Daß umgekehrt auch die Deutung des Regimes als „stalinistisch“ an jeder sozialen Realität vorbeiläuft, ist oben ausgeführt worden. Es ist offenbar schwierig, Herrschaftssysteme zu definieren, die sich auf Marx und die orthodoxe Kirche gleichermaßen berufen, dabei aber durchaus offen sind für Parteienpluralismus und die Einführung von privatem Fernsehen. Eine schlüssige Definition steht noch aus.

Ähnliches gilt für Kroatien: Der Ex-Partisan Tudman ist weder der Neo-Ustascha, den die Linke in ihm sehen möchte, noch der Christdemokrat, für den ihn

²⁴ Hajo Funke, *Alexander Rhotert*, Unter unseren Augen. Ethnische Reinheit: die Politik des Regimes Milosevic und die Rolle des Westens (Berlin 1999).

²⁵ Mira Marković, *Night and Day. A Diary* (Belgrad 1995) 88.

²⁶ Joschka Fischer, Milošević ist ein neuer Hitler, in: taz, 13. 4. 1999; vgl. dagegen: Alle geißeln Gysi. Kanzler Schröder wittert in PDS „fünfte Kolonne Belgrads“, in: Frankfurter Rundschau, 16. 4. 1999.

²⁷ „Der Sozialismus ist in Jugoslawien weder beendet worden noch in die Knie gegangen. Jugoslawien hat, obwohl zu einem hohen Preis, der ersten Welle der antikommunistischen Hysterie widerstanden [...] Unsere erste Aufgabe muß es sein, die Voraussetzungen für den Erhalt des Bundesstaats zu schaffen [...] Gleichzeitig wird dies eine bedeutende Niederlage für die nationalistisch-sezessionistische Politik und Praxis sein und jene Kräfte ermutigen, die für die Erhaltung und Entwicklung Jugoslawiens auf sozialistischen Grundlagen stehen.“ Savezni sekretarijat za narodnu odbranu: Komunizam nije mrtav. Informacija o aktuelnoj situaciji u svetu i našoj zemlji i neposrednim zadacima JNA, in: Vjesnik vom 31. 1. 1990; ausführlich dazu Branka Magas, *The Generals Manifesto*, in: *dies.*, *The Destruction of Yugoslavia* (London 1993) 266–274.

deutsche Konservative anfangs hielten. Wahr ist zwar, daß Tuđman versuchte, den „Unabhängigen Staat Kroatien“ als Staat zu entschuldigen, daß er aber gleichwohl aus seiner sehr persönlichen Bewunderung für Tito nie einen Hehl machte: Einer der größten Plätze Zagrebs hieß, allen sonstigen Umbenennungen zum Trotz, Marschall Tito-Platz; nebenan war der Roosevelt-Platz, ein paar Straßen weiter wurde der Platz der Opfer des Faschismus in Platz der Kroatischen Großen umbenannt. Gewiß fanden sich Verlage, die die Werke Ante Pavelićs neu herausbrachten, aber bei offiziellen Paraden ließ Tuđman die Fahnen der kroatischen Partisaneneinheiten (mit Stern!) noch einmal an sich vorbeidefilieren. Es ist unwahr, daß in Kroatien das „faschistische Wappen“ wiedereingeführt wurde. Es ist frei erfunden, daß Tuđman mit „poglavar“ betitelt wurde (Spiegel), und eine ihm häufig zugeschriebene antisemitische Äußerung konnte nie belegt werden. Wahr ist, daß sein Buch „Bespuća povijesne zbiljnosti“ (Irrwege der Geschichtswirklichkeit) Passagen enthält, die sich als Beschönigung des kroatischen Faschismus verstehen lassen – Holocaust-revisionistisch ist es jedoch nicht²⁸. Warum aber reicht es nicht einfach aus, daß Tuđman einen autoritären Regierungsstil praktizierte, daß er Menschenrechtsverletzungen duldete, die serbische Minderheit vertrieb und Krieg gegen Bosnien führte?

Die Vergeschichtlichung der Gegenwart und die postmoderne Mixtur aus historischen Mythen und Elementen des ausgehenden 20. Jahrhunderts haben sowohl in Kroatien wie in Serbien (und anderen Regionen des ehemaligen Jugoslawien) nicht nur skurrile Ergebnisse gezeitigt, sondern auch fatale Aktionsmuster produziert. Große Teile der Bevölkerung waren Anfang der 1990er Jahre überzeugt, sie müßten die Schlachten des Zweiten Weltkriegs (und früherer Jahrhunderte) noch einmal schlagen und könnten deren Ergebnisse korrigieren. Die *vox populi* orientierte sich an Kategorien der Vergangenheit und verspernte sich den Blick auf Gegenwart und Zukunft²⁹. Zu den Aufgaben der Nachkriegsperiode gehört es, die zeitlose Zeit wieder dorthin zu verweisen, wo sie hingehört: in Mythos und Religion. Und die Historiker sollten sich wieder auf die Zeit-Raum-Koordinaten besinnen und der „postmodernen“ Jongliererei und Beliebigkeit ein Ende bereiten.

²⁸ Vgl. Holm Sundhaussen, Das „Wiedererwachen der Geschichte“ und die Juden: Antisemitismus im ehem. Jugoslawien, in: Juden u. Antisemitismus im östlichen Europa, hrsg. von Mariana Hausleitner, Monika Katz (Berlin 1995) 73–91.

²⁹ Vgl. Ivan Čolović, Bordell der Krieger. Folklore, Politik und Krieg (Osnabrück 1994).